

## Sogar das Nicht-Rhetorische ist rhetorisch

IM GESPRÄCH: TOM BEGHIN

Die Fragen stellte Andreas Friesenhagen



Der Belgier Tom Beghin ist einer der profiliertesten Spezialisten für historische Tasteninstrumente. Er studierte am Lemmens-Institut in Löwen bei Alan Weiss und an der Baseler Musik-Akademie bei Rudolf Buchbinder und Jean Goverts. Später promovierte er bei Malcolm Bilson und James Webster an der Cornell University in Ithaca, New York. Nach Stationen an der University of California, Los Angeles, und am National Humanities Center in North Carolina lehrt er heute als Associate Professor an der McGill University in Montreal Musikgeschichte und Historische Aufführungspraxis und unterrichtet im Fach Hammerflügel. Als Musikwissenschaftler publiziert Beghin regelmäßig in Fachzeitschriften und hat Artikel zu Standardwerken wie ›Haydn and His World‹ und ›The Cambridge Companion to Haydn‹ beigetragen. Gemeinsam mit dem Philologen Sander Goldberg bereitet er zur Zeit die Veröffentlichung der Essay-Sammlung ›Engaging Rhetoric: Essays on Haydn and Performance‹ vor. Beghin ist bei Festivals für Alte Musik in Brügge, Utrecht, Paris, Berkeley, Palermo und Florenz aufgetreten und jüngst bereits zum zweiten Mal beim Haydn-Festival in Eszterháza. Er hat mit namhaften Orchestern wie der Akademie für Alte Musik Berlin und der Beethoven Akademie konzertiert und wirkte in New York an einer aufsehenerregenden Konzertreihe mit, bei der Beethovens sämtliche Klaviersonaten auf historischen Instrumenten aufgeführt wurden.

(Foto: Jan Bellen)

CONCERTO: Herr Beghin, man kennt Sie gleichermaßen als Pianist und als Wissenschaftler. Das ist eine Verbindung, die bei uns in Deutschland eher selten, in angelsächsischen Ländern aber häufiger anzutreffen ist. Kann man dies eigentlich alles mit dem gleichen Enthusiasmus betreiben, muss man nicht Prioritäten setzen? Als was betrachten Sie sich selbst vor allem, als Künstler oder als Wissenschaftler?

BEGHIN: An den amerikanischen oder kanadischen Universitäten ist die Doppelfunktion ›Künstler und Wissenschaftler‹ in der Tat institutionell besser gestützt als etwa in Deutschland oder Belgien. Aber Ihre Frage an sich überrascht mich, vor allem deswegen, weil ich in meiner eigenen Arbeit diese Unterscheidung nicht kenne. Ich bin vor allem *Musiker*, jemand, der sich – sei es praktisch oder wissenschaftlich – mit Musik beschäftigt. Wie ich mein Tun anderen gegenüber bezeichne, hängt davon ab, in welchen Kreisen ich mich bewege. Unter den Musikwissenschaftlern bin ich gerne Künstler, weil mir das erlaubt, Dinge zu sagen, die ich sonst nicht sagen dürfte. Und umgekehrt. Als Künstler muss man heutzutage das kommerzielle Spiel mitspielen – Konzerte geben und CDs veröffentlichen. Da ist es manchmal besser, man zeigt nicht zu deutlich, dass man Wissenschaftler ist. Aber es war mir immer ein Anliegen, mehr zu sein als nur ein Künstler. Ich glaube nicht so sehr an die Idee des Künstlertums mit großem ›K‹. Als ich in Europa Klavier studierte, war ich von den Konservatorien und dem reglementierten Lehrbetrieb dort ein wenig enttäuscht. Ich

begann mit dem Studium in Belgien, anschließend ging ich in die Schweiz, nach Basel. Es folgte das Promotionsstudium in den USA, an der Cornell University. Als ich dort Referate für musikwissenschaftliche Seminare verfasste, machte ich auf einmal die Erfahrung, dass ich endlich die Dinge verwirklichen konnte, die mir immer schon vorgeschwebt hatten. Und dafür wurde ich auch noch mit einem akademischen Titel belohnt. So etwas habe ich vorher nicht gekannt. Ich wollte unbedingt mehr erfahren über die Musik, die ich spielte, und selbst darüber schreiben. Dazu hatte ich im europäischen Konservatoriumsbetrieb keine Möglichkeit.

CONCERTO: Könnten Sie, wenn Sie den wissenschaftlichen Bereich ganz ausklammern würden, als Pianist mehr Engagements annehmen? Wäre das erstrebenswert?

BEGHIN: Das ist die Identitätskrise, in der ich gelegentlich stecke. Vielleicht sollte ich mehr konzertieren und das erwähnte kommerzielle Spiel mitspielen. Wichtig ist aber, einen Ausgleich zu finden zwischen dem, was man tun möchte, und dem, was man gebeten wird zu tun. Ich nehme mir die Freiheit, nicht alles anzunehmen, was mir angeboten wird – im Gegensatz zu manchen meiner Kollegen. Natürlich sind diese Kollegen in der Öffentlichkeit präsenter als ich. Auf der anderen Seite schätze ich mich glücklich, dass ich als Universitätsprofessor ein festes Einkommen habe und daher viel wählerischer sein kann. Diese Stellung erlaubt mir, nur die Projekte auszuwählen, bei denen ich Künstler und Wissenschaftler zugleich sein kann, Projekte, zu denen ich wirklich etwas Neues zu